



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

W o c h e n b e r i c h t.

Aus Frankfurt. — Jahresanfang. Neuigkeitscorrespondenzen zu schreiben, ist wol das mühseligste Menschenwerk. Herumsuchend, hinhorchend, aufspähend bei jeder Gelegenheit und aller Orten können die Berichterstatter meistens kaum noch den berühmten rothen Faden Goethe's fassen, der doch solchen Mittheilungen einzig und allein jenen Reiz und jenes Interesse zu verleihen vermöchte, welches der Leser suchen muß, um in den Tagesereignissen nicht blos isolirte Vorkommnisse, sondern die Schatten und Lichter eines Lebens zu finden. Unsere Generation hat das Leben auf die großen Städte concentrirt; machtlos verpuffen mannichfache Versuche zu neuen Decentralisationen, welche allerdings das Herrschen und Beherrschen leichter machen, als das Regieren ist. Doch schon vom heidnischen Alterthume erbtten wir den Wahrspruch, verflossene Tage fordern selbst Götter vergebens zurück. Die großen Städte sind Nervenknotten des Lebensorganismus, und die politischen Landesgrenzen bedenten in der modernen Lebensfluth nicht mehr, als etwa der versenkte Felsblock in einen Flußbett. Die darüber hinstreichende Welle hebt sich etwas höher als ihre Genossen, gewinnt aber dadurch nur verstärkten Fall und beschleunigte Raschheit ihres Laufes nach dem Ziele. Dabei und darüber verloren die Städte großentheils jenes absonderliche Wesen, welches man speciell als altstädtisch und bürgerlich bezeichnete. Bornirte Sentimentalität in der Publicistik, welche überall verwelkendes und sich entfärbendes Leben sieht, spricht nun von einem Absterben der Eigenthümlichkeiten. Sie erinnert an den Goethe'schen General im zweiten Theile des Faust, der, vor dem Tische liegend, jammert:

Dieweil mein Fäßlein trübe rinnt,

Die Welt geht auf die Reige.

Wir sind kein greises Geschlecht; denn das Greisenalter schafft keine neue Lebensbahnen, es lebt in die Vergangenheit zurück und kennt nach sich nur den Tod. Epigonen sind wir dagegen im vollsten Maße. Zimmermann hat mit diesem einzigen Worte das Zeitalter so vollkommen richtig charakterisirt, wie vor und nach ihm kein Denker in langen Abhandlungen. Die Ueberkommenschaften der Vergangenheit lasten auf unsren Schultern massenhaft und ungefichtet. Das Abgethane vom fürder Nothwendigen energisch abzuschneiden, fehlt wol nicht die Kraft, aber der rechte Entschluß. Denn die neuen Lebensgestaltungen häufen sich gleichermaßen massenhaft, eben so ungefichtet auf die vorhandenen Lasten des Epigonthums. Der Hader geht darum, was feste Wurzel im Alten geschlagen, was neuer Lebenstrieb des Ererbten, was wirklich abgelebt und was zu neuem Leben berechtigt sei. Im Bedürfniß nach Reform fehlt der klare Blick, die kalte Entschlossenheit zur Revision. Beides kommt sicherlich, aber langsamer, unscheinbarer als unter günstigeren Verhältnissen. Erst wenn das Abgethane Staub

geworden, bemerken wir die Lücke, erst wenn das Neue eine Macht, sein Entstehen.

Gerade in Frankfurt drängen sich derartige Betrachtungen eindringlicher auf, als an vielen andern Orten. Staat und Stadt fällt zusammen, beider Leben wurzelt in einem individuell kleinen, durch die Verhältnisse so großen Geschichtsleben. Die steinernen Stätten der alten Geschichtsgänge stehen noch und die umgewandelten Schattenreste der deutschen Geschichtsgroße residiren wieder innerhalb der Mauern. Das eigene Gesellschaftsleben Frankfurts vererbte sich von Geschlecht zu Geschlecht, ohne zu innigem Zusammenhange mit jenem, von allen Seiten herandampfenden Gesellschaftsleben zu kommen, welches in Frankfurt seine Hauptstadt erobern will. Frankfurts Geschäftsleben ist dagegen bis in seine feinsten Verzweigungen untrennbar mit dem nichtfrankfurter Leben verwachsen, ist ohne dasselbe undenkbar. Die Capitale aller drei Hessen, Nassaus, Badens sind nur Residenzen, während Frankfurt in tausendfachen Beziehungen ihre Landeshauptstadt wurde; und selbst Unterfrankens Leben ist nicht nach Würzburg, Nürnberg oder gar München zu lenken, sondern fluthet immer von Neuem nach dem natürlichen Hafen seiner Einmündung in den großen Weltverkehr. — Hat Frankfurt etwas dafür gethan, daß es so wurde? Brauchte es etwas dafür zu thun? Diese Fragen wiegen schwer und sind verwickelt. Sie werden einfacher, wenn wir der Frankfurter anstatt Frankfurt sagen; der Staat, als solcher, hat überdies auf die Frage, wie sie zunächst vorliegt, keinen unmittelbaren Einfluß. Sie ist geschäftlicher und socialer Natur, und obgleich der Deutsche von den Regierenden seit Jahrhunderten in strenge persönliche Abhängigkeit von den Autoritäten versetzt wurde, so liegt es doch noch heut keineswegs gleichermaßen in seinem Charakter, wie im französischen, den Staat als die Quelle zu denken, woraus der Einzelne erst seine Existenz schöpft. In geschäftlicher Hinsicht hat der Frankfurter — dies ist bekannt — unendlich viel gethan, die von ihrer Lage begünstigte Stadt zu dem zu machen, was sie ist. Und er wurde vom Staate unterstützt, gerade durch das sehr aristokratische Regiment am lebhaftesten. In socialer Hinsicht dagegen — und dazu gehört jedwede feinere Cultur — hat der Frankfurter niemals absonderlich gestrebt, seine Stadt zum Mittelpunkte der Umlande zu machen. Was dafür geschah, ist neuern, oft neuesten Ursprungs, verdankt seine Entstehung einzelnen Persönlichkeiten, keinem Sinn und keiner Neigung des größern Publicums. Dieses dachte immer nur an den Meßplatz, während z. B. beim Theater, Cäcilienverein, Museum u. s. w. fast immer ein und dieselben wenigen Namen als Gründer, Beförderer und Erhalter zu nennen sind. Und seitdem ihre Träger größtentheils vom Grabhügel bedeckt werden, fühlen all diese Anstalten und Unternehmungen den Mangel großartiger Mäcenaten.

Damit ist just kein Tadel auf die Frankfurter geworfen. Früher, als noch die bischöflichen Residenzen ihren Glanz ringsum verbreiteten, konnte Frankfurt

gar nicht daran denken, mit diesen Pflegstätten der feineren Lebensblüthen zu concurriren, besonders da auch Farbenpracht und sinnliches Wohlbehagen sie umgab, dessen Gleichen die Republik den Vertretern der geselligen Cultur unmöglich bieten konnte. Dabei war der Frankfurter stolz auf seinen kaiserkrönenden Republikanismus und mochte die Unterthanen der hundert Souverainetäten nicht so recht *al pari* mit sich stellen; durch und durch bürgerlicher und mereantiler Aristokrat schien ihm engerer Verkehr mit jenen eine sociale Mesalliance. Der enge Staats- und Stadtkreis ließ unter die Frankfurter nicht jene Gewohnheit des Personenwechsels kommen, welche selbst im kleinsten Staate — weil doch eben Stadt und Staat nirgend gänzlich zusammenfielen — eine leichtere gesellschaftliche Beweglichkeit erzeugte. Die ganze Gesellschaft ruhte fest auf der Grundlage der Familie, Zünfte, Genossenschaften, kurz der echten Frankfurter Stadtkinder, zwischen die sich nur höchst ausnahmsweise fremde Einwanderer, nie aber vorübergehende Fremde drängen konnten. Wer einmal eingewandert und in irgend eine Gewerbschaft aufgenommen war, der blieb und wurde ein Frankfurter — wenn er reich war. So ist's bekannt, daß man den Namen der Brentano von der Brenta ableitet. So kamen die du Fay als Huguenottische Flüchtlinge zur Zeit Franz I. aus Toulouse und führen noch zum Andenken an ihre Kreuzzugsritterschaft ein Kreuz, an ihre hohe Gerichtsbarkeit Schwert und Rad als Wappenzeichen. Die de Bary flohen unter Alba aus dem Wallonenland hierher; die Brüder Bernus — wohl auch flandrischen Ursprungs — kauften 1697 mit kaiserlicher Bewilligung den nach dem Main gehenden Theil des Saalhofs, wo sie 1717 den großen Bau gegen den Rententhurm ausführten. Aus der Wetterau stammten die noch älteren Frankfurter Holzhausen, welche schon 1357 Mitglieder der Gewerbschaft Limpurg waren, worin 1587 auch die ursprünglich hessischen Günderrode aufgenommen wurden. Dagegen wurden massenhafte Einwanderungen, wie z. B. die niederländische, immerhin einigermaßen ferngehalten vom rechten Frankfurter Einleben; und sie mußten durch Stiftungen zc. selbstständig für ihre Angehörigen sorgen.

Wie in allen Handelsstädten, so blieb auch der Frankfurter immer zurückhaltend gegen den stuthenden Andrang der Fremden, welcher sich ja überdies nach jeder Messe wieder verlor. Man hatte gehandelt und verkehrt — damit waren die persönlichen Beziehungen zu Ende. Jenes Einleben nichtkaufmännischer und nichtbürgerlicher Elemente in die Stadt, wie es zuerst der Hofhalt des Fürsten Primas, dann der Bundestag brachte, berührte immerhin nur einzelne Kreise; längeres Verweilen anderer Fremde ist erst ein Erzeugniß neuerer Zeit; einzig und allein die Nationalversammlung war ein gesellschaftliches Ereigniß, womit die Fremde in die verschiedensten Schichten und in das Frankfurter Leben einrückte. Und recht eigentlich erst seit dieser Zeit ist Frankfurt mehr und mehr ein Versammlungspunkt der ringsum liegenden Lande auch außerhalb des geschäftlichen

Verkehrs geworden. Die jetzige Stellung der Stadt zu dieser Bewegung erinnert in der That gewissermaßen an das mit der Kette abgegrenzte frühere Verhältniß der Judengasse zur Christenstadt; oder noch eigentlicher an die russischen Sloboden, welche die deutschen Städte der Ostseeprovinzen umlagern. Die Kette der Judengasse ist zerrissen und das Haus „zum rothen Schild“ an deren Ecke erscheint nur noch eben so monumental für die Herrn von Rothschild, wie die Habsburg am Bierwaldstättersee für die Kaiser von Oesterreich. Auch die deutschen Hansestädte der Ostseeprovinzen mußten den Russen der Sloboden ihre Thore, ihre Zünfte, sogar ihre Rathssessel öffnen. Aber „der passive Widerstand“ gegen solche Umwandlungen war überall zähe; und der Frankfurter hat sich ebenfalls sehr schwer entschlossen, seine abgeschlossene Gesellschaft fremden Elementen zu öffnen.

Es ist jedoch, als triebe das Schicksal bei den verschiedensten Veranlassungen die Menschen von allen Seiten immer wieder heran. So hatte man's in den Kleinstaaten und Kleinstädten ringsum auf dem schriftlichen Verordnungswege verboten und das Verbot noch am Sylvestertag mit der polizeilichen Schelle eingeschärft, daß in einem Gasthause eine Freinacht gefeiert werde, daß die Gemeinde für allen Schaden durch etwaige Schüsse und Neujahrsnachtbelustigungen verantwortlich sei u. s. w. Wer also Geld hatte, fuhr nach Frankfurt, wo man den Leuten wenigstens nicht verpönte, das neue Jahr in fröhlicher Gesellschaft anzutreten. Einige kleine Kaufereien abgerechnet, welche übrigens in der polizeilich untersagten Sylvesternacht der Umlande noch viel weniger fehlten, hat man auch nicht gehört, daß das Staatswohl gefährdet worden sei. Dagegen war für Menschen ernsteren Sinnes die Paulskirche zu einem mitternächtlichen Gottesdienst geöffnet, während eine ähnliche Anregung und Gelegenheit zur Sammlung frommer Gedanken, soviel bekannt, in keiner Nachbarstadt edle Entschädigung für den verpönten Sylvesterjubil bot.

Abgesehen von der Kirchenfeier erregte aber die strahlend erleuchtete und durchheizte Paulskirche in dem Besucher wehmüthige Betrachtungen. Man braucht sie nicht erst zu nennen. Licht und Wärme sind die letzten Ueberbleibsel dessen, was einst die Nationalversammlung hier geschaffen! Und während in der Erinnerung durch die heilige Stille des Gebetes erschreckend die Artschläge des 16. Septbr. an die hohen Pforten des Parlamentes dröhnten, zerfloß dem Auge immer ferner der Zuruf zwischen den Nationalfahnen jener Zeit:

Des Vaterlandes Größe,
Des Vaterlandes Glück,
O schaffst sie, o bringst sie
Dem Volke zurück.

Vorüber, vorüber! . . .

Trüb und nebelig war der Neujahrmorgen, doch eilte die Bewegung der

Gratulanten mit gekrümmten Händen massenhaft durch die Gassen. Dieser alte, den Antritt des neuen Jahres vergällende Brauch hat sich wohl in keiner einzigen Stadt in gleichem Umfang und Maßstab erhalten, als eben hier. Die sonst so streng verpönte Bettelei steigt in's wahrhaft Ungemessene und z. B. vor dem Rothschild'schen Hause sind Polizeiwachen aufgestellt, um nur einige Ordnung in den Hunderten zu halten, welche ihren Neujahrzoll fordern. — Die Zeile hin bewegt sich auch ein Stück alter Herkommenschaft, noch dazu in neuem Gewande. Es ist die goldstrogende Bürgermeisterkutsche mit neubeschirzten Gallapferden bespannt, von purpurrother Dienerschaft beinah überdeckt. Sie führt zur altherkömmlichen Rathssitzung, welche am ersten Morgen des Jahres abgehalten wird. Moderner und mit weniger auffallendem Ceremoniell fand aber in derselben Zeit die Gratulationscour bei dem preussischen Gesandten und derzeitigen Bundestagspräsidenten Herr v. Bismark-Schönhausen statt. Daß man außer den Equipagen der Diplomatie auch sonstige Equipagen bemerkte, außer den Uniformen der Officiere sämtlicher Besatzungstheile auch den nichtofficiellen schwarzen Frack, ist natürlich. Hatte in den Salons der frühern Gräfin Bergen, jetzigen Gräfin Hohenthal nur die Geldaristokratie neben der Diplomatie und dem Officiercorps Zutritt gehabt, waren auch vom Grafen Thun die Gesellschaftskreise kaum weiter gezogen worden, so öffnen sich die Gesellschaftszimmer des Herrn v. Bismark, außer für Jene auch für alle Notabilitäten der Kunst und Wissenschaft, Dies giebt seinen Abenden eine wohlthunende Ungezwungenheit, welcher derartige Kreise sonst wol mitunter entbehren, während treffliche Musik (z. B. neulich das Quartettspiel der Gebrüder Müller) die Gesamtheit in einem gemeinsamen Interesse vereinigt. Hatten früher einzelne, vielleicht nicht unbeeinflusste Stimmen wegen des Wegganges des Grafen Thun, sowie der Gräfin Bergen-Hohenthal einen gesellschaftlich stillen Winter prophezeit, so stellt man jetzt die Gesellschaften des preussischen Gesandten denen zur Seite, welche Herr Ludwig Brentano im Winter 1847 alle vierzehn Tage zu versammeln pflegte. Sie waren bisher noch unerreicht geblieben. Denn im strengen Sinne kann man doch nicht jene außerordentlichen Fälle zum Vergleich heranziehen, wo die Familie von Bethmann sich veranlaßt fühlte, die Honneurs im Namen der Stadt zu machen, wie es z. B. der Vater 1823 zu Ehren der Naturforscherversammlung und 1846 der Sohn für die Germanistengesellschaft gethan hat.

Bildende Kunst. — Niels Simonsen, der sogenannte dänische Bernet, ist der hervorragendste unter allen dänischen Historien- und Schlachtenmalern. Gerühmt werden seine großen Gemälde: Die Schlachten bei Fredericia, Idstedt und Friedrichsstadt. Der Künstler sandte sie nach Paris, wo er Anerkennung erntete und die Gemälde in Kupfer stechen ließ. Nicht minder zeichnet sich Niels Simonsen als Kriegsgenremaler, deren es gerade nicht viele giebt, aus. Es erscheint nämlich gegenwärtig eine größere Anzahl allerliebster Bilder von charakteristischen Kriegsseenen, die sich durch Laune, plastische Schlagkraft und überhaupt durch geniale Auffassung auszeichnen, im Handel.

Ein sehr interessantes Werk der Druck- und Holzschnidekunst war auf der diesjährigen Berliner Ausstellung die große Folioausgabe des neuen Testaments von Rudolph Decker in Berlin, welche schon auf der Londener Ausstellung bedeutendes Aufsehen erregt hatte. Das Prachtwerk ist mit den Bildnissen der vier Evangelisten und den Biquetten nach Compositionen von Kaulbach und Cornelius, so wie mit Initialen von Adalbert Müller geschmückt. Die Zeichnung auf Holz machte L. Burger, an dem Holzschnitt theilnahmen sich Unzelmann und die beiden Vogel.

Für das Radekydenkmal ist bis jetzt die Summe von 28,344 Fl. 58 Kr. zusammengekommen. Der Kaiser, welcher dazu 1000 Fl. beigetragen, hat auch noch 100 Centner Metall aus piemontesischen Kanonen dazu bewilligt. Dem vorläufigen Plane nach soll das Denkmal den greisen Helden vorstellen, wie er von den verschiedenen, alle Nationalitäten der Gesamtmonarchie umfassenden Truppengattungen auf einem Schilde getragen, mit gezogenem Schwerte vorschreitet und das Banner des Doppeladlers als Sinnbild der Einheit des Kaiserstaates erhebt.

Professor Drake in Berlin, der Freund des verstorbenen Dichtermalers Robert Meinel in Dresden, ist mit dem Relief beschäftigt, welches das Brustbild des Verstorbenen enthält und seinen Grabhügel zu schmücken bestimmt ist. Die Aehnlichkeit soll dem Meister trefflich gelungen sein, da er als Freund des Verstorbenen außer den gewöhnlichen Hilfsmitteln der Todtenmaske und der Portraits noch den lebendigen Eindruck zur vollsten Geltung zu bringen wußte.

Die höchst werthvollen Gemälde, welche der wegen seines Kunstsinnes bekannte, verstorbene Herzog v. Orleans angekauft hatte, sollen am 18. Januar in London öffentlich versteigert werden. Darunter befinden sich mehrere berühmte Bilder der neuesten französischen Malerschule; wir machen hier nur einige besonders namhaft: der „Tod des Herzogs von Guise“ von Delaroche; Schaffners „Francesca di Rimini“ und sein „Christus als Tröster“, der „Dedipus“ und die „Stratonica“ von Ingres. —

Andreas Achenbach, gegenwärtig in Düsseldorf lebend, schickte vor Kurzem vier schöne Bilder nach Cincinnati, wohin auch einige Landschaften von Lessing folgen sollen. —

Eine kleinere, aber ausgezeichnete Ausstellung der brüsseler Akademie zeigt ein Aufsehen erregendes Bild von de Kaiser: „Tasso im Gefängniß“, unter den übrigen Bildern ragen noch in künstlerischer Hinsicht hervor: das „Urtheil Salomo's“ von Wappnaer's; Slingnapp's „Ueberschwemmung bei Brüssel im Jahre 1850“ und de Lay's „Altneusynagoge zu Prag.“ —

Zum Präsidenten der kaiserl. Akademie der Künste zu Petersburg ist die Tochter des Kaisers, die Großfürstin Maria Nikolajewna (verwitwete Herzogin v. Leuchtenberg) ernannt. Die erste Unterschrift des neuen Präsidenten ernannte den von Heidelberg nach Baden-Baden übergesiedelten Maler Saal zum Ehrenmitgliede der kaiserl. Akademie,

Wie man vernimmt ist Saal derzeit mit einem unlängst begonnenen Werke in großen Dimensionen beschäftigt. —

Vor längerer Zeit hat einer der im Park zu Windsor angestellten Arbeiter um Erlaubniß, eine Statue, die in einer der Waldpartien theilweise in der Erde versteckt liege, ausgraben und sie in seinem Gärtchen aufstellen zu dürfen. Er erhielt die Erlaubniß, unternahm nicht ohne Mühe die Ausgrabung, und binnen Kurzem stand der Fund auf einem Piedestal und schön weiß angestrichen vor der Cottage des Arbeiters. Ohne zu ahnen, was er erblicken würde, kam auch Prinz Albert hin, und sah zu seinem Erstaunen ein Werk von großer Schönheit und großem Werthe. Sein lebhaftes Interesse für Alles, was die schöne Kunst angeht, trieb ihn an, weitere Nachforschungen anstellen zu lassen. Und man fand nicht weniger als vier andere Statuen, eine kolossale Gruppe von drei Figuren und zahlreiche Bruchstücke. Der Ort, wo sie so lange verborgen lagen, ist ohne Führer fast nicht zu finden, denn er liegt wol eine englische Meile weit hinter der sogenannten langen Allee im dichtesten Walde: kein Weg oder Pfad irgend einer Art führt hin, und das nächste bewohnte Haus liegt zwei englische Meilen weiter hinaus. Sie an einem solchen Orte, von uralten Eichen und dichtem Haselgebüsch umgeben, und von hohem Farrentraut überwuchert zu sehen, erinnert lebhaft an Steven's Entdeckungen in Centralamerika. Es war dasselbe Bild, aber in kleinem Maßstabe und in nordischem Colorit. Ein Londoner Bildhauer, Mr. Thornycroft, ist mit der Restauration beauftragt, und in seinem Atelier befinden sich drei der Statuen und die große Gruppe. Mit Ausnahme einer griechischen Statue von parischem Marmor sind sie alle von einem Meister, Pietro Francavelia, geb. 1538 in Cambray, und ein geschätzter Schüler des berühmten Johann v. Bologna, wie aus Inschriften an den Statuen selbst hervorgeht. Der Gegenstand der ersten Gruppe „Venus vertheidigt eine Nymphe gegen einen Faun“ ist meisterhaft behandelt. Es ist nach dem darauf verzeichneten Datum das jüngste unter den drei Werken, und verräth trotz seiner Vortrefflichkeit in der Composition, der Zeichnung und der Anatomie schon einige Spuren von der affectirten Grazie, welche bei den späteren Bildhauern der italienischen Schule zur Caricatur wurde. Von den drei Statuen ist die eine ein Aeolus, die andere ein Simson, dem die Hände hinter dem Rücken zusammengebunden sind, und dessen gewaltige Anstrengungen, seine Bande zu zersprengen, dem Künstler Gelegenheit gegeben haben, seine große Geschicklichkeit in der Darstellung der Muskelthätigkeit und seine anatomischen Kenntnisse darzulegen. Das schönste Werk ist ein Apollo, eine Statue voll jugendlicher Schönheit. Er ist mit einem Knie auf einen Fels gestützt dargestellt; der rechte Arm ruht auf der Leier, der Körper ist ein wenig vorwärts gebeugt; der lorbeerbekränzte Kopf wendet sich nach der rechten Schulter, als lauschte er; die ganze Bewegung der Gestalt ist voll Leichtigkeit und Eleganz. Die Times vermuthet, daß die Statuen zur äußern Verzierung der jetzt niedergerissenen „Royal Cottage“ gedient hätten, und daß sie in Folge einer plötzlichen Laune Georg's IV. beseitigt worden wären.

Theater. — Das Gastspiel der Frau von Marra in Leipzig. Wir haben in unsern gelegentlichen Bemerkungen über das Leipziger Theater bereits mehrfach erwähnt, daß die Oper entschieden das Beste an demselben ist; sie hat einen ausgezeichneten Dirigenten, ein wohlbesetztes Orchester, und auch die Regie ist neuerdings einem fleißigen, strebsamen und gebildeten Künstler übertragen. Was die Solopartien

betrifft, so kann ein Stadttheater natürlich sich nicht auf europäische Größen einlassen; indessen war für die Zusammensetzung eines tüchtigen Ensemble, wie es für die moderne Oper nothwendig ist (zwei Soprane, ein Alt, zwei Tenore, ein Bariton, zwei Bässe), wenigstens eine tüchtige Grundlage vorhanden, die durch allmähliche geschickte Acquisitionen erweitert und verbessert werden konnte. Ein Stadttheater, welches im Ganzen über so große Mittel disponiren kann, wie das Leipziger, kann in der Oper immer ein tüchtiges Ensemble herstellen, welches die Absichten des Componisten, soweit sie in das musikalische Gebiet gehören, vollständig wiedergiebt, wenn es nur seine Aufgabe streng im Auge behält und sich auf keine Charlatanerien einläßt. Daß übrigens dem Zeitgeschmack einige Concessionen gemacht werden, namentlich für die Meßzeit, die dem Theater eine große Einnahme verschafft, und die ganz andere Ansprüche macht als künstlerische, daß man also für diese Zeit eine Knaloper mit Aufzügen, bunten Costums und ähnlichem Glitterstaat einübt, ist ganz in der Ordnung und würde auch im Uebrigen der Harmonie keinen Eintrag thun, wenn man nur für die andere Zeit strenger an dem künstlerischen Gesichtspunkt festhielte. Sobald aber in die höhere Leitung des Theaters jene Unstetigkeit und Zerfahrenheit eintritt, wie wir sie jetzt an unsrem Theater sehen, wird nicht allein das gesunde Verhältniß zwischen Dirigenten, Sängern und Orchestermittgliedern gestört, sondern, was das Schlimmste ist, der Geschmack des Publicums verwildert in einer Weise, die auch für die Zukunft die ernsthaftesten Besorgnisse einflößen muß. Das Publicum ist keineswegs eine souveraine, in ihrem Geschmack vollständig ausgebildete Behörde, die keinem Einflusse unterworfen wäre, aber es hat in der Regel einen guten Fonds, der nur einer festen Tradition und Autorität bedarf, um seinerseits auch wieder fördernd auf die Künstler einzuwirken. Wenn die Localkritik nicht zufälligen Stimmungen oder noch mißliebigeren Einflüssen folgt, so kann auch sie schon viel thun, aber die Hauptsache bleibt immer, daß dem Publicum eine Reihe von durchdachten, abgerundeten, dem Zweck der Kunst entsprechenden Leistungen geboten wird, an denen es sein Urtheil schult, daß es sich mit einem Wort daran gewöhnt, mit Vertrauen in die Vorstellung zu gehen, ungefähr in derselben Weise, wie das Institut des Gewandhauses sich durch die Consequenz seiner Wirksamkeit ein wenigstens im Ganzen billiges und urtheilsfähiges Publicum geschaffen hat. Nun springen aber im Theater die Mißgriffe zu lebhaft in die Augen, und der Mangel an einem festen Plan, an einer zweckmäßigen Organisation ist zu handgreiflich, als daß sich ein solches gemüthvolles und bildungsfähiges Verhältniß zwischen dem Publicum und den Künstlern herstellen könnte. Wir wollen heute uns darauf beschränken, nur einen dieser Mißbräuche hervorzuheben. Das Theater hat gegenwärtig vier fest angestellte Sängerrinnen, von denen zwei, die eine als Primadonna, die andere vorzugsweise als Soubrette und Localsängerin ihre Aufgabe vollständig und zum Theil glänzend lösen, die beiden anderen dagegen, in denen gleichfalls nicht unbedeutende Kräfte vorhanden sind, werden fast gar nicht verwandt. Nun ist für den Winter noch eine fünfte als Gast engagirt, Frau von Marra, die in der letzten Zeit fast ausschließlich das Repertoire füllt. Wir wollen dem künstlerischen Ruf dieser Dame nicht im geringsten zu nahe treten; sie hat als Coloraturfängerin unbestreitbare Vorzüge und giebt durch ihre Virtuosität dem Publicum häufig Gelegenheit zu gerechtfertigten Beifallsbezeugungen. Aber wir müssen behaupten, daß ihr lange dauerndes Gastspiel für unser Theater von dem allernachtheiligsten Einfluß ist. Wir haben dazu folgende Gründe. — Ein Gastspiel halten wir überhaupt nur dann für

gerechtfertigt, wenn durch den Urlaub oder den Abgang irgend eines der Sänger eine Lücke entstanden ist, zu deren Ausfüllung Proben angestellt werden müssen. Nur ausnahmsweise dürfen größere Celebritaten der Oper, die das Publicum doch auch kennen lernen möchte, vorgeführt werden, und diese Gastspiele dürfen eine gewisse Dauer nicht überschreiten. Denn jedes Gastspiel stört den Zusammenhang, theils indem es ein schnelles flüchtiges Einstudiren neuer Opern nöthig macht, theils weil es die Tradition und Gewohnheit unterbricht. Vor Allem aber ein Gastspiel wie das der Frau v. Marra. Bei der langen Dauer desselben wird der Geschmack, dem sie vorzugsweise huldigt, der neuitalienische, und der damit unbedingt zusammenhängende Schlandrian dem Publicum angewöhnt, die anderen Künstler werden in der ganzen Zeit fast gar nicht oder nur ausnahmsweise beschäftigt, ihr künstlerisches Zusammenleben verliert allen Halt. Nun ist Frau v. Marra außerdem große Virtuosiin und verfährt, wie es in diesem Fall gewöhnlich ist, den musikalischen Regeln und Gewohnheiten gegenüber mit souverainer Willkür. Sie liebt es, in einem größern Stück in zwei verschiedenen großen Rollen aufzutreten; so giebt sie z. B. in Robert dem Teufel sowol die Alice, als die Prinzessin, und um das möglich zu machen, wird der zweite Act ausgelassen. Nächstens steht uns ein noch größerer Genuß bevor; sie wird nämlich in den Huguenotten die Königin und die Valentine zugleich singen, und da diese mehrfach neben einander auftreten, so wird für diese Scenen die Rolle vorübergehend einer zweiten, resp. dritten Sängerin übertragen. Das ist doch eine Wirthschaft, deren Absurdität Nichts an die Seite gesetzt werden kann. Wenn die Stimmittel der Frau v. Marra über das gewöhnliche Maß hinausgehen, so mag sie zwei oder drei Opern an einem Abend hinter einander singen, aber ein jeder Componist, und wenn es Meyerbeer ist, hat das Recht, zu verlangen, daß seine Leistungen nicht auf eine so unerhörte Weise zerrissen werden. — Einen weitern Uebelstand wollen wir nur heilaufig erwähnen. Die Inspiration, mit der sie sich Takt und Rhythmus nach augenblicklichem Ermessen zurechtlegt, ist von einem so unerhörten Umfang, daß wir allen Glauben an Takt und Rhythmus verlieren. Das mag an sich sehr schön, es mag auch vielleicht ein Fortschritt in der Kunst sein, denn da die Kunst gegenwärtig ganz in der Zukunft spielt, so ist es schwer, in irgend einem Punkt noch eine feste Meinung zu bewahren, allein es ist jedenfalls gegen die Sitten und Ueberzeugungen unsrer gewöhnlichen Musik und daher ganz dazu gemacht, das Orchester in die vollständigste Verwirrung zu setzen. Wäre Frau v. Marra dauernd engagirt, und wäre ihr die Leitung des Theaters in die Hände gegeben, so ließe sich vielleicht mit der Zeit eine künstlerische Einheit wieder herstellen, es würde dann nicht gesungen und gespielt, wie es der Componist gewollt hat, sondern wie es dem Geschmack der ausübenden Künstlerin zusagt; allein das Gastspiel muß doch einmal ein Ende nehmen, die alte Weise muß wieder zurückkehren, und alsdann würde es im höchsten Grade schwierig sein, Musiker in die gewöhnte Ordnung wieder hinüber zu leiten, die allen Glauben an den Vierteltakt verloren haben. — Alle diese Uebelstände sind um so mehr zu beklagen, da in einzelnen Fällen, wo die gewöhnlichen Kräfte verwandt werden, z. B. bei der Aufführung der „lustigen Weiber“, das Theater gezeigt hat, daß es etwas sehr Gutes leisten kann. —

Musik. Musikalische Charakterköpfe. Ein kunstgeschichtliches Skizzenbuch von W. S. Riehl. (Stuttgart und Tübingen, Cotta.) — In der Brockhaus'schen „Ge-

genwart“ standen vor einiger Zeit zwei Artikel über die Oper und das Volkslied, die auf eine geistreiche Weise die Entwicklung der modernen Kunst mit den allgemeinen Fortschritten der Cultur und des nationalen Lebens in Verbindung setzten. Der Verfasser derselben, Herr Niehl, der sich auch in anderen Fächern einen rühmlichen Namen gemacht hat, namentlich durch sein Buch „über die bürgerliche Gesellschaft“, setzt hier seine Studien fort und giebt eine Reihe von einzelnen, aber der Tendenz nach mit einander zusammenhängenden Genrebildern aus dem Kunstleben, die vor Allem den Zweck verfolgen, die Kunstgeschichte auch in den entlegeneren, minder glänzenden Kreisen, die man über den Hauptrepräsentanten der künstlerischen Entwicklung gewöhnlich ganz übersieht, zu individualisiren. Es ist ihm dieses auch wenigstens theilweise in hohem Grade gelungen. Seine Charakteristik des Wiener Componisten Wenzel Müller, des Verfassers der „Teufelsmühle“, ferner des Kunstkritikers Mattheson und des Hofopercomponisten Hase ist durchaus vortrefflich, und eröffnet uns die interessantesten Blicke in das Kleinleben der Kunst. Sehr hübsch angelegt und ausgeführt ist auch die Vergleichung zwischen Bach und Mendelssohn aus dem socialen Gesichtspunkte, die wesentliche Stellung des Erstern innerhalb des deutschen Bürgerthums und das Hervorgehen des Letztern aus der sogenannten gebildeten Gesellschaft. Freilich darf man nicht erwarten, und es liegt auch nicht in der Absicht des Verfassers, eine erschöpfende Charakteristik von dem Kunstwerth dieser Männer zu geben, er will nur die eine Seite desselben, sein Verhältniß zu den öffentlichen Culturzuständen beleuchten, und dies geschieht auf eine feine und geistreiche Weise. In Beziehung auf die Urtheile würden wir im Einzelnen Manches einzuwenden haben, im Allgemeinen aber geht er mit der Grundansicht, die in unsren Blättern vertreten ist, Hand in Hand. Er ist fest davon überzeugt, woran freilich vor einigen Jahren noch kein Mensch zweifelte, daß die Musik eine Kunst für sich ist, die ihren eigenen Gesetzen folgt und die wesentlich nur durch das sinnliche Mittel des Gehörs und durch dessen Gesetze, Tact, Rhythmus, Melodie und Harmonie auf den Geist wirken kann. Er verwirft daher die Musik der Zukunft, die andere Organe ihrer Wirksamkeit gefunden zu haben glaubt, vollständig. — Eine Ausstellung dürfen wir nicht vorenthalten. Der Verfasser schreibt einen blühenden, individuell belebten Styl, der unzweifelhaft dazu beitragen wird, die Aufmerksamkeit des Publicums lebhafter anzuregen, aber er übertreibt diesen Styl in der bekannten jungdeutschen Manier; er führt eine Reihe burlesker Ausdrücke und Wendungen in die gebildete Schriftsprache ein, die derselben nicht anstehen und die zur Individualisirung auch keineswegs nöthig sind. Freilich ist dieser Styl heut zu Tage nicht mehr bloß in Deutschland, sondern auch in Frankreich zu Hause (z. B. Scudo schreibt ganz in der nämlichen Manier); aber er ist trotzdem zu verwerfen und von einem Mann von so durchgebildetem Geschmack, wie es Herr Niehl ist, läßt sich wohl erwarten, daß er sich von diesen Uebertreibungen wieder frei machen wird.

Deutsche Romane. Zu der Klasse der Dorfgeschichten werden hier alle Erzählungen gezogen, welche ländliche Verhältnisse mit behaglicher Breite und reichem Detail schildern, auch wenn die Helden derselben den Anspruch erheben, „gebildete“ Menschen zu sein.

Der Pfarrer von Grünrode. Ein Lebensbild von Heinrich Pröhle. 2 Thle. Leipzig, Nevenarius und Mendelssohn, 1852. Das Buch stellt in Form einer

Selbstbiographie das Leben eines Pastors dar, von der Wiege bis zu seinem Jubiläum. Der Pastor ist der Sohn eines weisen und nachdenklichen Dorfschirten, erhält durch den Prediger des Ortes seinen ersten Unterricht, verlobt sich als Student, hat die Leiden eines alten Candidaten durchzumachen, verliert während dieser Zeit seine Braut durch den Tod, wird endlich Pastor in einer verwahrlosten Gemeinde, heirathet ein braves und liebenswürdiges Mädchen, Pastorstochter, verliert leider auch sie und seine Kinder durch den Tod und schließt als einsamer Greis mit der Beschreibung seines Amtsjubiläums das Buch. Unter allen Romancompositionen ist die des biographischen Romans am lockersten. Es ist dabei der Willkür des Darstellers so viel Raum gelassen, wie nur irgend möglich, und dieser wird deshalb um so mehr die Pflicht haben, sich auf Darstellung solcher Momente zu beschränken, welche einen wesentlichen, bildenden Einfluß auf das Leben des Helden ausgeübt haben. Und wenn sich der Verfasser bei einer solchen Lebensbeschreibung nicht die Aufgabe stellt, irgend eine interessante Charakterentwicklung oder ein durch eine einheitliche Idee getragenes und bewegtes Menschenleben darzustellen und so durch seine Analyse des menschlichen Gemüthes oder durch eine Darstellung von dämonischem Walten des Schicksals eine Art von innerer Einheit hineinzubringen, so wird eine solche Erzählung kaum den Eindruck einer Kunstschöpfung machen und in die unsichere Klasse der Unterhaltungslecture fallen, welche zwischen Beschreibungen der Wirklichkeit und freien Schöpfungen mitten inne stehen und deswegen nach keiner Seite hin vollständig befriedigen. Das wirkliche Leben eines protestantischen Dorfpfarrers in einer bestimmten Gegend Deutschlands, von ihm selbst erzählt, kann für die Gegenwart und für alle Zukunft Werth haben, weil wir möglicher Weise aus der genauen und ehrlichen Schilderung der Wirklichkeit interessante Zustände des Volkes, seine Bildung, sein Gemüth, die Localität u. s. w. in einer bestimmten Zeit erhalten. Aber diese Art von Interesse wird schwächer von dem Augenblick an, wo der Leser nicht mehr genau unterscheiden kann, was der Wirklichkeit entnommen und was Erfindung des Schriftstellers ist. Offenbar hat H. Pröhle die Absicht gehabt, das treue Abbild eines wirklichen Lebens zu geben, und viele Einzelheiten sind höchst charakteristisch und interessant. Aber so bescheiden auch seine Erfindung auftritt, man empfindet sie doch überall heraus und ist deshalb genöthigt, an das Buch die Anforderung künstlerischer Composition zu machen. Diese aber ist unvollständig. Pröhle selbst hat offenbar das wirkliche Leben der Landleute fleißig beobachtet, sich viel um Sitten, Gewohnheiten und Anschauungsweise des Volkes gekümmert und er hat ein herzliches Interesse an den vielen ernsten und launigen Zügen, welche uns, als Einheit zusammengefaßt, ein Bild von dem Volkscharakter geben. Aber es ist ihm nicht vollständig gelungen, den reichen Schatz von Anschauungen und Beobachtungen aus der Wirklichkeit für die Zwecke der Erzählung zu verarbeiten. Was der Wirklichkeit entnommen ist und was er erfunden hat, steht bisweilen wie getrennt neben einander. Die Anekdoten aus dem Treiben des Harzdorfes, in welchem der Held geboren wurde; die Figur des alten Hirten, viele Züge aus dem Leben des Helden, seine Noth als Candidat u. s. w. sind einzeln betrachtet, sämmtlich anschaulich und lebhaft erzählt, aber als Theile einer Composition betrachtet, haben sie keine nothwendige innere Beziehung zu einander; ein großer Theil dieser Einzelheiten könnte ebenso gut fortbleiben, und da neben Vielem, was charakterisiren hilft, Manches steht, was nicht interessant ist und nicht zur Sache gehört, so hat der Leser auch die Empfindung, daß der Verfasser nicht zweckvoll erzählt. Indes ist die einfache und anspruchslose

Geschichte doch mit so viel Liebe und Behagen zusammengesetzt und es ist eine so gute und verständige Art darin, und so viele kleine interessante Anekdoten, daß das Buch, wie auch seine künstlerische Berechtigung sein mag, doch für Viele eine angenehme Lectüre sein darf.

Florian. Eine Erzählung von Josef Rant. 2 Thle. Leipzig F. L. Herbig 1853.

Moorgarden. Eine Erzählung von Josef Rant. Stuttgart, F. Köhler. 1851.

Geschichten armer Leute erzählt von Josef Rant. Stuttgart, C. Wäcken, 1853.

Der Verfasser hat sich zuerst durch kleine Bilder mit böhmischer Localfarbe bekannt gemacht, und ist seitdem ein fleißiger Schriftsteller geworden; aber so lebhaft er auch Einzelheiten anschaut und darstellt, so ist es ihm doch nicht möglich, Personen in der Bewegung zu zeichnen und eine Begebenheit zu erfinden, welche durch die Thätigkeit verschiedenartiger Charaktere verständig fortgeführt und zu einem Schluß gebracht wird. Ja, es ist merkwürdig, wie schwer es ihm wird, eine Geschichte zu erzählen, Ursachen und Wirkungen übersichtlich darzustellen und Anfang, Verlauf und Ende in ein richtiges Verhältniß zu setzen. Florian soll das Leben eines armen Dorfknaben enthalten, der in kümmerlichen und ungeordneten Verhältnissen aufgewachsen ist, plötzlich zu ungeheurem Reichthum und dadurch in eine radical andere Stellung zum Leben kommt, den Kampf mit dem Leben zu bestehen und sich selbst zurecht zu finden hat. Der Verfasser kommt erst im zweiten Theile dazu, dem jungen Burschen die Erbschaft zu verschaffen, und versucht auf den wenigen noch übrigen Bogen das neue Leben desselben zu ordnen, indem er ihn in die gebildete Welt einführt und dort kleine Erfahrungen machen läßt. — Das ist eine unbillige Verwendung des Raumes. Da aber dem Verfasser von früheren Beurtheilern bereits vorgeworfen ist, daß die Geschichte am Schluß gar nicht zu Ende sei, ja erst recht angehen müsse; so beschränken wir uns darauf, einen gemäßigten Ausfall gegen seine Methode, Charaktere zu zeichnen, anzubringen. Er hat ein wohlwollendes Gemüth und viel Liebe zu seinen Figuren, aber er ist deshalb und noch aus anderen Gründen zu gut gegen sie, er läßt ihnen zu viel Willen, er freut sich über Alles, was ihnen einfällt, auch über unverständiges Zeug. Wenn ein Schriftsteller in den Fehler verfällt, seine eigenen Charaktere zu bewundern, und dieselben auch in gleichgiltigen Situationen als etwas merkwürdig Großes oder Schönes oder Imponirendes darzustellen, so wird der Leser leicht kritisch und fängt an zu untersuchen, ob die so geschilderte Person wirklich groß und imponirend, oder auch nur der Situation angemessen handle. Und wenn er entdecken sollte, daß dies nicht der Fall ist, und daß der Autor da Verehrung für seine Helden verlangt, wo der Leser diese unmöglich gewähren kann, sondern vielmehr das Gegentheil, so entsteht in dem Leser leicht ein Zustand von Herzensverhärtung und tückischer Blasirtheit, der für den Verfasser gefährlich ist.

Aber die Darstellung des Herrn Josef Rant leidet noch an einem andern verwandten Uebelstand. Eine Probe seines Styls mag das beweisen. Eine junge Dame tritt in die Familienstube, wo Mutter und Schwester sie beim Frühstück erwarten. Ihr Eintritt wird folgendermaßen geschildert: „In diesem Augenblicke unterbrach ein leises Klauschen das Gespräch. Diane war in den Salon getreten. Sie blieb an der Thüre ihres

Zimmers stehen und überblickte die Scene im Salon mit ernstem, ruhigem Auge. Die stille Majestät ihrer Erscheinung sollte bald entdeckt werden und ihre Wirkung thun. Wie vor der siegreich aufgehenden Sonne die Nebel schwinden, so entflohen bei dem Anblick Lianens die Verdüsterungen, welche sich auf die Stirn ihrer Mutter und Schwester gelagert hatten. Beide hatten eben an Lianen gedacht und waren betrübt geworden; beide sahen nun Lianen und wurden froh. Liane sagte mit einer Stimme reinsten Wohlklanges: „Guten Morgen, Mutter und Schwester;“ trat aber nicht vor, um sie weiter zu begrüßen, dagegen beeilten sich Mutter und Schwester, ihr entgegen zu kommen, ihr die Hand zu reichen, der Königin des Hauses den Kuß liebender Huldigung auf den Mund zu drücken. Man begab sich an den Tisch mitten im Salon, wo das Frühstück aufgetragen war.“ — Da es dem Verfasser ein wenig an Verstand und Talent fehlt, das wirklich Charakterisirende zu finden, so malt er das Unbedeutende und Triviale als charakteristisch aus und sucht darin Effecte. Er möge sich hüten! denn er ist auf dem besten Wege bei folgender Art von kleinen Romanen anzukommen, deren Methode nicht für nachahmungswürdig erklärt werden kann; z. B.: „Ein Bauermädchen ging über das Feld. Auf ihrem nackten linken Fuße war ein brauner Fleck. Die mächtigen Wasser des Himmels waren dem Abend vorher herabgestossen und hatten den Boden erweicht, mit ruhigem Selbstgefühl war das Mädchen in den erweichten Boden getreten, er war aufgespritzt und hatte ihren Fuß gezeichnet. Sie ging unbekümmert um den braunen Fleck vorwärts. Da sah sie ein Gänseblümchen in dem grünen Rasen. Sie beugte sich nieder, indem sie den Oberkörper der Erde zusenkte und die Augen auf die Blume heftete, näherte den Daumen und Zeigefinger dem stillen Kinde der Flur und pflückte dasselbe. Darauf erhob sie sich, zerplückte die Blume in ihren Händen und ließ die Blätter, den Stängel und alles Uebrige auf den Boden fallen. Darauf drehte das Mädchen sich um, und ging nach Hause. Ein Engel umschwebte ihren Schummer.“ — Ende. Der Verfasser möge sich klar machen, weshalb eine solche Darstellung nicht den höchsten Ansprüchen der Kunst Genüge thut. Uebrigens ist im Florian auch mehreres Hübsche, die Scene, wo dem armen Jungen sein Reichthum verkündet wird und das Benehmen der Dorfbewohner dabei. Die Schilderung des Eindrucks, welchen dieses ungeheure Glück des Einzelnen auf die verschiedenen Charaktere im Dorfe ausübt, ist ausführlich, ja und auch gut gemacht. Es würde uns sehr freuen, wenn wir von dem übrigen Inhalte Aehnliches rühmen könnten.

Noch schlimmer steht es mit der ältern Erzählung: Moorgarden. Hier hat der Verfasser versucht, in einer österreichischen, etwa steiermärkischen Gebirgslandschaft das Jahr 1848 und seine Nachfolger zu schildern. Dieses Unternehmen ist ihm vollständig mißglückt. Die Charaktere sind nichts als Aggregate einzelner, oft mit einander unverträglicher Einfälle. Die Begebenheit ist sehr dürftig, ja es ist gar keine Romanhandlung darin, denn die Geschichte sieht nur aus wie die Einleitung zu einem längeren Roman, es fehlt Alles darin, eine Idee, eine abgeschlossene Handlung, menschliche Interessen, das Ganze ist ehrlich gesagt, nicht besser als Nonsens. — Lesbar dagegen sind die Geschichten der armen Leute, kleine Bilder, viele unbedeutend, einige interessant, Alle sorgfältiger in Styl und Sprache als die größeren Geschichten; sie werden den Freunden seiner ersten Schilderungen willkommen sein.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. C. Elbert** in Leipzig.